

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Duffe.
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

Juschu bemerkte sie erst etwas später. Sein Gesicht veränderte sich in keiner Miene. Man sah, wie gleichgültig ihn die Begegnung ließ. Mit dem üblichen „Guten Tag, Pani“ wollte er an ihr vorüber. Aber sie hielt ihn auf. Sie gab den Gruß zurück und setzte rasch, während ihre Wangen sich höher färbten, hinzu: „Man trifft sich selten, so klein das Dorf ist.“

Dabei kam eine mädchenhafte Verwirrung über sie. Sie senkte die Augen; ihr Atem ward beflommen; die junge Brust spannte sich und zitterte auf und nieder. In der zitternden Demut stand sie so einen Augenblick vor ihm — das Weib, das sich ganz und mit gebundenen Händen dem Geliebten ausliefert.

Er sah es kaum.

„Jeder hat seine Arbeit, Pani,“ nickte er freundlich, „ich muß meine Körbe flechten, und Ihr habt anderes zu tun.“

Sie zuckte zusammen. Schmerzlich und trotzig zugleich sah sie ihn an. Die holbe Bewirtung wich diesem Troste.

„Es war früher anders.“

„Als wir noch Kinder waren, Pani. Die Zeit vergeht. Und nun müßt Ihr mich entschuldigen: die Glocke hat schon geläutet!“

Sie hörte nicht darauf. Ihre Augen brannten. „Warum bist du so anders, Josef Laszkowicz?“ sprach sie halb laut. „Warum redest du zu mir wie zu einer Fremden? Hast früher doch „du“ gesagt! Und wenn man zusammen aufgewachsen ist —“

„O Kascha Kaczmarek,“ erwiderte er etwas verlegen, „ich dachte, es paßt sich nicht. Jedoch, wenn Ihr, wenn du meinst — —!“

Sie lachte halb. „Es waren schöne Jahre damals, kein Fleckchen, wo wir nicht spielten. Erinnerst du dich des großen Astes noch, den wir beide schleiften? Ich trat darauf, aber du zogst rasch, und ich fiel hin. Juschu, wie du damals getraut hast!“

Er überlegte, schüttelte den Kopf. „Ich weiß nichts mehr. Das muß lange her sein. Nun, und war es schön, so ist es oben im Schloß wohl schöner. Doch hat es Mittag geläutet — du wirfst Schelte kriegen.“

Ihr Gesicht war ernst, fast finster geworden. Alles, alles aus der Kinderzeit hatte er vergessen! Sie biß die Zähne zusammen. „Die Gnädige schnupft nicht,“ sagte sie. „Du mir ist sie so gut wie jetzt... jetzt keiner mehr.“

Da leuchteten seine Augen auf. „Sehr gut ist sie,“ nickte er halb für sich. „Wie keiner mehr,“ fügte er hinzu.

„Woher weißt du das, Josef Laszkowicz?“ fragte das Mädchen herb.

Er zögerte, stotterte. „D,“ erzwangte es doch am besten! „Man spricht ja davon,“ antwortete er. Eine leichte Röte war in sein Gesicht gestiegen.

„Dir hat die Gnädige doch nichts Gutes getan!“ Ein Blick streifte sein lahmes Bein.

Da hätte Juschu Laszkowicz am liebsten hinauslaufen mögen: „Das Beste hab' ich von ihr, das Schönste in meinem Leben gibt sie mir!“ Aber er bezwang sich. „Nun ja, ja. Ihr denkt so, Pani, und jener so. Es freut mich, daß Ihr es gut habt auf dem Schlosse, und daß die Gnädige für Euch sorgt hat.“

Er merkte es nicht, daß er nicht mehr „du“ zu ihr sagte. Kascha Kaczmarek aber merkte es gut. Es gab ihr einen Ruck. Sie preßte die Hände zusammen, daß die Fingernägel ins Fleisch schnitten.

„Ich will Euch nicht aufhalten,“ rief sie höhnisch.

Und während er sie verwundert ansah, schritt sie davon. Ihr Haar wehte. Es war schwarz.

Die Königstochter, dachte Juschu, der Krüppel, hat braunes Haar mit einem Goldschimmer. Er wandte sich nicht mehr nach Kascha um. Die aber ging rasch in Trost und Schmerzensder Leidenschaft vorwärts. Zweimal drehte sie den Kopf. Juschu blickte nicht zurück. Da kam wilde Mut und Verzweiflung über sie. Sie lief mehr, als sie ging. Vor dem Schulzenamt hätte sie beinahe Peter Problewski umgerannt, den Fußgendarin, der eben auf die Straße trat.

„Maria und Josef,“ fluchte er, „was fällt Euch ein? Natürlich Kascha Kaczmarek, die Wildkatze!“

Und halb lachend schon: „Habt die Güte und stoßt ein zweitesmal einen andern an.“

Das Mädchen hatte sich umgedreht. „Schweig!“ rief sie gell und wild, daß Peter Problewski ordentlich zusammenzuckte. All ihre Mut und Leidenschaft lag in dem einen Worte.

Noch lange sah der Gendarm ihr kopfschüttelnd und verbuckt nach. Dann kraute er sich das Haar und murmelte vor sich hin:

„Armer Spak, du hast eine heftige Späkin,“ sagt Michael Laszkowicz, mein Freund. Maria und Josef, was wird dann erst aus dieser da werden! Wenn meine Jadwiga eine Späkin ist, so ist diese Kascha Kaczmarek eine heftige — heftige —“ Droben krächzte es. „Eine heftige Krähe,“ brummte Peter Problewski. Doch der Vergleich schien ihm nicht passend. Er überlegte ein Weilchen.

„So etwas gibt es im Tierreich nicht,“ dachte er dann resigniert. „Und Gott weiß, warum er's nicht erschaffen hat.“ Wobei der Fußgendarin schwer seufzte und langsam von dannen trollte.

5. Kapitel.

Kascha Kaczmarek hörte nicht eher zu laufen auf, als bis sie in ihrem Stübchen war. Dort lauerte sie sich, wie es ihre Art war, neben den Ofen hin, stützte die Ellbogen auf die Knie und das Gesicht in die Hände. So saß sie schweigend.

Nur ihr Atem ward hörbar. Er kam stoßweise, kurz, heftig hervor.

Es war Mittagszeit, aber sie hatte keinen Hunger. Sie dachte an früher. Wie durch ein Wunder war sie der Gefahr entgangen, damals mit Josef Laszkowicz zugleich überfahren zu werden. Manchmal jedoch wünschte sie, es wäre anders gekommen.

Sie hatte es gut hier. Man hatte sie nach dem Tod der Eltern ins Schloß genommen. Erst war sie als Abwaschmädchen in der Küche beschäftigt worden. Dann, als die Baroneß heranwuchs, erlernte sie in der Stadt das Frisieren. So war sie aufgerückt.

„In Berlin,“ pflegte die Baroneß zu sagen, „hat man zwar andere Begriffe von einer Kammerjungfer, aber für Nasgora ist die Kascha Kaczmarek eine Perle.“ Die „Perle“ machte jetzt ein finstres Gesicht. Sie hörte ihren Namen rufen. Ihre Herrin rief sie, aber es dauerte lange, ehe sie sich rührte.

„Wo steckst du denn, Mädchen?“ fragte Hanna von Graßnick ärgerlich. „Nasch, den Frisiermantel noch einmal um, der Wind ist stärker, als man denkt. Nur mal darüberfahren und alles ordentlich stecken. Es gibt Besuch: Mein Bruder kommt und Leutnant von Bersen!“

Als Kascha keine Antwort gab, sah sie ihr ins Gesicht.

„Ah,“ nickte sie erstaunt, „du hast wieder mal deine Mucken! So, so! Ist der Josef etwa doch daran schuld?“ Um den vollen Mund der Dienerin zuckte es. Sie biß die Zähne zusammen, als müsse sie mit Gewalt einen Schrei unterdrücken.

„Jedenfalls rate ich dir, nicht wieder meinen Kopf zu malträtieren. Na, also vorwärts!“

Noch immer hatte Kascha Kaczmarek keinen Ton gesagt. Sie begann das volle Haar zu lockern.

„Armes Ding,“ sprach die Herrin dann gutmütig, „ist es denn gar so schlimm mit dem Zusehu?“

Da schüttelte es die ganze Gestalt. Der Kamm flog zur Erde, und in einem leidenschaftlichen, gellenden Schluchzen warf sich Kascha Kaczmarek auf die Knie. Erschreckt war Hanna aufgesprungen; bestürzt und verständnislos sah sie auf das Mädchen herab. Der geschmeidige Körper bebte und zuckte in diesem wilden, schreienden Schluchzen. Auf den Knien war Kascha an den Divan herangerutscht und wühlte das Gesicht in das weiße Guanacofell. Das war Polenblut. Ihr, der Deutschen, fehlte das Verständnis dafür. Sie trat näher und legte die Hand auf Kaschas dunkles Haar.

„Hast du mit ihm gesprochen?“

Lange keine Antwort. Dann haß herausgewürgt ein „Ja!“

„Und was hat dich so gekränkt?“

Sie hob das Haupt, einen Augenblick nur.

„Weil er sich nicht mehr um mich kümmert, weil er alles vergessen hat, alles, alles, was früher war.“

Ihre Finger krampften sich ins Fell: „Ich hasse ihn,“ schrie sie so laut und gell, daß die Stimme sich fast überschlug. Und wieder dann das einfürmige laute Schluchzen.

Aufselzend hatte sich Hanna von Graßnick umgewandt.

„Wer kann da helfen, Wildkaj? Liebe hat eignen Sinn. Selbst wenn ich mit diesem Josef Laszkowicz reden wollte, es hätte keinen Zweck.“

Näh, unvermittelt hörte das Schluchzen auf. Noch immer kniend, lehnte Kascha das verweinte Gesicht der Herrin zu.

„Euer Hochwohlgeboren,“ stammelte sie, „wenn Ihr das tun wärdet! Maria und Josef, jeden Tag, solange ich lebe, wollt' ich zwei Stunden auf den Knien liegen und für Euch beten.“

Und mit einemmal war sie näher gerutscht, und während sie inbrünstig den Kleiderfaum der Baroneß küßte, rief sie flehend: „Tut es, Euer Gnaden, tut es! Der Zusehu folgt, wenn Ihr ein Wort redet!“

Hanna lachte. „Steh' auf, Mädchen! Der Josef Laszkowicz wird sich um meine Wünsche wenig kümmern. Das liegt im Blut!“

„O, gnädigste Herrin, er verehrt Euch wie eine Heilige. Ihr seid gut, hat er mir heute gesagt, wie keine mehr.“

„So?“ Die Baroneß sah sie verwundert an. Nach einer Pause: „Er muß ein merkwürdiger Mensch sein. Aber wenn ich ihn getade mal sehe.“

Mit verhaltenem Zächzen umklammerte Kascha ihre Knie.

„Schon gut, Wildkaj. Mach' weiter, die Zeit drängt!“

Und so rasch und vorsichtig wie selten begann die Dienerin die Frisur neu aufzusteden. Sie sprachen beide nicht. Hanna von Graßnick dachte über den eben erlebten Vorfall nach. Mit halb geringschätzigem Mitleid sah sie auf das Mädchen hinab, das jeden Stolz und jede Zurückhaltung verleugnete, das wie ein Rohr im Sturmwind der Leidenschaft schwankte und zitterte, das sich mit gebundenen Händen ihrer Liebe auslieferte. Und doch, neben dieser Geringschätzung stand leise etwas anderes. Eine leise Ahnung, als ob diese das ganze Herz ausfüllende Leidenschaft den Menschen nicht nur knechte, sondern ihn doch auch über sich selbst hinaushebe. Ein halbes Bedauern, daß dieses Höchste an Wonne und Weh ihr, der kühleren Natur, würde verwehrt sein. Sie hoffte, sich wohl einst in herzlicher Zuneigung einem Manne, der sie liebte, zu verbinden. Sie konnte sich auch vorstellen, daß der, den ihr Herz begehrte, an ihr vorüberging. Dann hieß es eben, schweigend zu tragen und zu leiden, was es viele taten. Aber solch eine Heftigkeit des Gefühlsausbruchs war bei ihrer Wesensart ausgeschlossen. Und Hanna von Graßnick mußte nicht, ob sie sich darüber freuen oder ärgern sollte. Noch eins schien ihr seltsam. Dieser Josef Laszkowicz mußte ein absonderlicher Kauz sein. Was hatte er heute gesagt? Sie sei so gut wie keine mehr? Wie kam er dazu bei dem bekannten Haß seines Vaters gegen das Schloß? Wie kam er dazu, den ihr Wagen zum Krüppel gemacht hatte? Sie verstand es nicht.

In das Schweigen, das im Zimmer herrschte, tönte jetzt der leichte Trab zweier Pferde.

„Da sind sie!“ rief die Baroneß fröhlich. In Nu war alles andere vergessen. Draußen sprangen zwei blaue Dragoner von den Pferden, warfen die Zügel den herbeieilenden Stallknechten zu und überzeugten sich, daß die Tiere gut untergebracht wurden. Erst dann stiegen sie die Freitreppe empor.

Hans Albert, der alte Baron, trat ihnen in seiner gewöhnlichen Tracht entgegen: von der Schirmmütze und dem Krückstock trennte er sich höchst ungern.

„Melde gehorsamst: Leutnant von Graßnick und Leutnant von Bersen vom fünften Dragoner-Regiment, bis morgen mittag beurlaubt nach Nasgora.“

Ernsthaft zog Hans Albert die Mütze.

„Das für den Leutnant,“ sagte er. „Die Uniform seines Königs muß man ehren. So, Bengel! Und nu komm' mal her! Deibel ja, ist das eine Freude!“

Er umarmte den Sohn und wandte sich dann zu dem zweiten Gaste, dem er kräftig die Hand schüttelte.

„Ist brav, daß Sie mitkommen, lieber Bersen. Wenn die jungen Herren zu zweien sind, langweilen sie sich weniger. Doffentlich hat Ernst August nicht zu lange quälen müssen.“

Leutnant von Bersen schüttelte lachend den Kopf. „Nach Nasgora folge ich immer gern, Herr Baron. Ich bin zweimal schon so liebenswürdig aufgenommen worden.“

„Wie wär's mit einem Kognal, Fritz?“ unterbrach ihn sein Kamerad. „Es ist frisch draußen!“ Plaudernd traten die Herren ins Zimmer.

„Wer den Magentröster bei sich führt,“ sagte Hans Albert und goß die Gläser voll, „braucht keine Leibbinde. Uebrigens essen wir in einer Viertelstunde. Und aus meiner eigenen Militärzeit weiß ich, daß ein Soldatenmagen immer hungrig ist.“

„Besonders in Kriegszeiten,“ fügte sein Sohn hinzu.

Eben wollte der Alte mit einem heiligen Donnerwetter gegen die Aufständischen losziehen, als Hanna eintrat. Die Sacken klappten zusammen, die Sporen klirrten. Ueber Fritz von Bersens offenes Gesicht zuckte es freudig. Er küßte ihr, als die Geschwister sich begrüßt hatten, ehrerbietig die Hand.

„Sie sind mitschuldig daran, gnädigstes Fräulein, daß ich schon wieder hier bin. Seit wir in Bretschen liegen, sind wir in bezug auf Damenverkehr auf schmalste Kost gesetzt. Da werden Sie begreifen, wie verlockend eine Einladung nach Nasgora erscheint.“

Die Zeit bis zum Mittagessen verstrich schnell. Nachher mußten die beiden Offiziere mit dem Alten die Ställe besichtigen. Erst zum Kaffee fand man sich oben wieder ein. Die Lampe erhellte schon den behaglichen Raum. Es wurde so früh dunkel um diese Zeit. Im Kamin loderte das Feuer. Breit lag der Flammenschein auf der Diele. Während Hanna dem Dienstmädchen die Kanne abnahm und selbst einkante, sagte Hans Albert, der sich behaglicher fühlte als je: „Wenn man tagtäglich nur Rindvieh sieht, begreift man, wie wohl ein menschlicher Verkehr tut. Trinken Sie Ihre Tasse aus.“

Herr von Versen, ich denke, wir gehen zu Chateau Lafour über. Ohne den Aufstand drüben sähen Sie beide heute nicht hier. Das ist das einzige Gute, was ich den Herrgottsakramentern nachsagen kann.“

Ernst August sog behaglich an einer Zigarre. „Wir haben uns nicht schlecht gefreut, als unsere Mobilisierung befohlen wurde. Das ewige Garnisonseinerlei wächst ja selbst dem entragertesten Soldaten zum Halse raus! Bleibt nur ein Jammer, daß es zu nichts Rechtem kommt!“

(Fortsetzung folgt.)

Der wandernde Ring.

Skizze von Max Prells.

In den Läden des Goldschmieds Anton Feiler trat eines Tages — es war im Frühling des Jahres 1706 — der junge Graf Freigarten und verlangte einen zarten Goldring zu kaufen. Der Meister brachte eifrig eine Lade mit Ringen herbei und ließ die kleinen, runden Reifen, einen nach dem andern, in dem schmalen, gelben Sonnenband, das auf dem dunklen Holz des Tisches lag, aufleuchten.

In diesem Augenblicke begann die Geschichte eines Ringes, die, von Kriegen und Schicksalen beschwert und von mancher Freundschaft überhüllt, sich wunderbar fortzuschlingt bis in unsere Zeit. Da waren in dem Laden des Goldschmieds breite, schwere Eheringe, fest und haltbar und wie für starke und ehrsame Kaufmannsleute und Bürgerstände geschaffen; da waren schmale Reife von blassem Glanz, wie sie ein junger Bursch wohl seinem Mädchen geben mochte, wenn er an einem schweren Mondscheinabend Abschied nahm und auf der Brücke nochmals stehenblieb und zurückschaute und dann hinausging in die Welt; da war ein verschönerter, gelber Ring mit einer Rose aus dunklen Rubinen verziert; der junge Graf lächelte, wie er ihn sah; einen solchen hatte er einst einer schwarzen Schönen geschenkt als verächtlichen Liebesdanke. Da waren weiter Ringe, in denen eine matte Perle glänzte wie eine Träne; solch einen Ring mochte ein blaßes, sanftes Mädchen tragen zur Verlobung mit einem ungeliebten Mann. Es waren da Ringe aller Größen und Formen; aber der junge Graf schüttelte den Kopf und legte die schmalen, kleinen Goldreifen, einen nach dem andern, zurück auf den dunkeln Ladentisch.

„Nein, Meister Feiler,“ sagte er, „das ist nicht, was ich suche. Hat er kein ganz besonderes Stück? Es müßte ganz besonders fein, zart und schön, und müßte mehr sagen können als alle andern; gleich als wie die, so ihn tragen soll.“

Der Meister lächelte und schob seine Brille zurecht: „Mit einem solch aparten Ringlein könnte ich dem Herrn Grafen schon dienen,“ sagte er, wuschte vorsorglich seine Hände am blauen Schurzfell rein und nahm ein kleines Kästchen aus der Lade, fein, mit lichtblauer Seide überzogen, und rote Rosen waren in die Ecken gewebt. Ein zarter Ring lag drinnen, der statt eines Steines zwei eng verschlungene, winzige, goldene Hände trug. Der Goldschmied nahm den Ring heraus, ließ ihn funkeln und schob behutsam die beiden Händchen aneinander. Da lagen zwei kleine Herzen darunter und blickten einen Augenblick lang im Lichte auf, und dann schlossen sich die kleinen Hände über ihrem Geheimnis. Der junge Graf kaute den Ring und trug ihn froh nach Hause. Des Abends wurde der Ring mit einem Brief zusammen an die schlanke, junge Baronesse geschickt. In dem Brief aber stand:

Meine herzliche Antonie!

Willst mir erlauben, Dir bist kleine Ringlein zum Zeichen der Verlobung zu schicken. Willst mein Herz in Deinen schönen Händen, die ich viel tausendmal kisse, halten, gleich als wie es die kleinen Händlein am Ringe thun. Und will nicht nur mein Herz in Deine Hände legen, geliebte Antonie, sondern auch mein ganz Glück, mein ganze Zukunft und mein ganzes Leben.

Und somit bitte ich Dich: bewahre mir bist kleine Souvenir, so lange, als wie ich lebe, so lange, als wie Du mich liebst. Gott gebe, Du mögest das Ringlein lange tragen. Wenn Du es aber nicht mehr tragest, dann, meine liebe Braut, gib es demselben Menschen, so Dir der liebste ist auf der Welt, gleich wie ich eben Dir gebe, als dem Liebsten, so ich habe. Ich kisse Dich vieltausendmal in herzlichster Liebe Dein Hans.“

Baronessa Antonie lächelte, wie sie den Brief gelesen hatte, und drückte ihn an ihre Lippen. Den Ring aber steckte sie an ihre schmale, weiße Hand, und dort blieb er bis zum Tode ihres Mannes und noch länger.

Als ihre Tochter, die blasse, schlanke Komtesse, den mehr als vierzigjährigen Kammerherrn von dem Stein heiratete, zog die alte Gräfin den Ring vom Finger, gab ihn ihrer Tochter und sagte leise:

„Ich gebe Dir als dem Liebsten, das ich noch auf der Welt habe, den Ring. Bewahre ihn gut, und möge er Dir Glück bringen, wie er mir das Glück meines Lebens gebracht hat. Vielleicht gibst auch Du ihn einmal an Dein Kind.“

Die junge Frau steckte den Ring schweigend an ihre linke Hand; in der Rechten trug sie einen Reifen, in dem eine matte Perle glänzte; den Verlobungsring ihres Mannes. Drei Jahre lang trug sie den Ring mit den verschlungenen Händen, die zwei Herzen wie ein Geheimnis umspannt hielten.

Und so kam ein Abend, an dem sie den Ring abstreifte und an eine braune Männerhand steckte. „Aber trage ihn heimlich,“ flüsterte sie dabei, „es ist ein Talisman, den man nur dem Schenkten, der einem der Liebste auf der Welt ist.“ In das blaue seidene Kästchen aber legte sie an diesem Abend eine schwarze Lade — rund und glänzend wie ein Ring — die sie wohl tausendmal geküßt hatte. Eines Tages fragte der Kammerherr mit finstern Augen: „Wo hast Du den Ring von Deiner Mutter?“

„Ich habe ihn verloren!“

„Hast Du ihn verloren?“ sagte höhnisch der Kammerherr; „hast wohl noch manches andere verloren? Nun, gut; ich habe den Ring gefunden!“ Und er warf ihr den Ring hin, daß er klirrend über die Tischplatte lief.

Da wußte sie, daß Blut geflossen war und daß sie einen Toten liebte.

Der Kammerherr aber nahm den Ring und schenkte ihn einer Dirne als verächtlichen Dank für eine lustige Stunde.

So kam der schmale, zarte Reif an eine parfümierte Hand, die breit und gewöhnlich war und rosig geschminkte Nägel hatte; neben einen verschönerkten, gelben Reifen, der mit einer Rose aus dunklen Rubinen verziert war.

Er blickte in dem schwülen Lichte roter Ampeln, er klirrte an Weingläser, er wurde beim Kartenspiel unter Hausen schmutzigen Geldes geworfen, er lag in den dumpfen Räumen eines Berghauses und kehrte wieder zurück an die parfümierte, breite Hand.

Wenn dann ein grauer Morgen dämmerte, sah der Glanz des Ringes matt und verblaßt aus; aber die kleinen Hände umschlossen fest wie früher das Geheimnis der beiden winzig goldenen Herzen.

Einst ging an solch einem grauen Morgen ein Offizier von der Trägerin des Ringes und trug den Reifen an seiner Hand; der sollte als Talisman mitgehen in Krieg und Kampf, hatte die Spenderin gesagt. So kam der Ring in Lärm und Krieg und sah ein zweitesmal Blut fließen; und oft, wenn der Schein der Lagerfeuer über ihn hinschlackerte, blickte er lustig auf wie eine rötliche Klinge. Aber es kam eine Nacht, wo er ganz blaß und schmal erschien; das war an einem schweren Mondscheinabend, als der Offizier Abschied nahm von einem Mädchen, ihm den Ring gab und sagte: „Zum Andenken...“ Dann schritt er aus dem Garten, blieb auf der Brücke stehen und schaute zurück und ging hinaus ins Leben. Oder in den Tod....

Nun sah der Ring viel Tränen und glänzte wieder zart und schön an einer schmalen, weißen Hand; bis eines Tages ein schwerer, breiter Ehering sein Nachbar wurde, und die Hand fester und stärker ward, wie es sich für die Hand einer ehrsamten Bürgerfrau schickt.

So gingen lange Jahre hin; als die Bürgerfrau alt und krank wurde, gab sie den Ring an ihren Sohn und sagte: „Dieser Ring ist mir von einem großen Glück geblieben; so geb ich ihn dir und bitte dich: bewahre ihn gut und schenke ihn einmal dem Menschen, der dir das Liebste auf der Welt ist.“ Der Junge aber nahm den Ring, legte ihn in eine Lade und vergaß bald seiner. Da lag nun der Ring, ein wenig verblaßt und wegmüde; er dachte an alles, was er erlebt hatte: an Sonnen- und Mondenschein, die über ihn hingeleuchtet hatten, an die schmalen Mädchenfinger, die breiten Frauenhände, an starke Männerhände, die ihn getragen; dachte an Spiele, an Feste und an Kriege und dachte auch an seine Jugend in der Lade des Goldschmieds und an die vielen Ringe, die seine Nachbarn waren, und die er alle später in der Welt getroffen hatte. Manchmal dachte er auch an seine Zukunft und wartete, was noch kommen werde.

Sein Besitzer aber wurde inzwischen ein mürrischer, einsamer Mensch, der älter und älter ward und keinen gefunden hatte, der ihm das Liebste auf der Welt gewesen wäre. Doch eines Tages erwachte, wie er dem Spiel eines kleinen blonden Bubens zusah, etwas Barmes in dem alten Mann. Da suchte er den Ring unter altem Gerumpel hervor, wusch ihn behutsam ab und lächelte so froh, daß es wie ein Widerschein des Goldglanzes über sein finsternes Gesicht leuchtete. Und als er den kleinen Bubens wieder sah, zog er den Ring aus der Tasche und steckte ihn an den Mittelfinger des kleinen Händchens. Der alte Mann aber sagte: „Bewahre den Ring gut, kleiner Blondkopf, hörst Du? Und wenn Du einmal groß bist, dann gib ihn dem Menschen, der Dir das Liebste auf der Welt ist; vergiß das nicht!“

Es vergingen Jahre, die kleine Hand wurde größer und größer und trug den Ring an kleinen Finger. Und eines Tages wurde der Ring mit einem Brief zusammen verschickt. In dem Brief aber stand:

Meine herzliche Toni!

Willst mir erlauben, Dir diesen Ring zur Verlobung zu schicken? Willst mein Herz in Deinen Händen halten, wie es die kleinen Händchen am Ringe tun; und nicht nur mein Herz, mein ganzes Glück, meine ganze Zukunft und mein Leben will ich in Deine Hände legen. Ich kisse Dich vieltausendmal, Dein Hans.

Wenige Wochen später zog der blonde Mann hinaus in den großen Krieg der Gegenwart.

Da wunderte sich der Ring, wie alles wiederkommt und wie die Welt so rund ist und ohne Ende ineinandergeht, als wie ein schmaler, netter Reifen aus Gold....

Nutzbarmachung der Ebereschen-Früchte.

Unter den zuderhaltigen Strauch- und Baumfrüchten des Waldes, zu denen u. a. Eberesche, Wehlbeere, Eisbeere, Berberitze, Weiß-, Rot- und Schwarzboden, Dagebutte, schwarzer und roter Holunder, Kornelkirsche, Nispel u. a. gehören, empfiehlt sich in besonderem Maße die Verwendung der Eberesche (Vogelbeere).

Die bekannten roten Beeren der Eberesche, die sich außer im Walde besonders zahlreich an Chauffeen, Feld- und Waldwegen finden, reifen im allgemeinen im Oktober, können aber auch noch im November mit Nutzen geerntet werden.

Die reifen, süßen Beeren, die besonders nach leichtem Frost reichlich Zucker- und Apfelsäure bilden, sind genießbar und lassen sich nach Art der Preiselbeere zu Marmelade und Gelée verarbeiten; man braucht nur wenig Zucker zuzusetzen. Auch als Milchmarmelade z. B. als Zusatz zu Apfelsmarmelade, sind die Ebereschen wertvoll und haben dabei den Vorzug der Billigkeit.

Hierzu kommt noch als besonders schätzenswert die Eigenschaft der Früchte, in Fällen von Gicht und Rheumatismus Linderung und Heilung zu stiften. Zu diesem Zweck wird aus den Früchten eine Limonade hergestellt. Auch bei Durchfällen und Blasenleiden ist die Eberesche als Volksheilmittel geschätzt.

Endlich ist die Vogelbeere ein gutes Vieh- und Wildfutter. Rinder empfehlenswert ist die Verwendung zur Brauntweins- und Essigbereitung. Die Blätter des Baumes werden auch häufig zur Teebereitung benutzt.

Zur eingehenderen Unterrichtung über die eingangs genannten Früchte und ihre Verwendung sei auf die anschaulich und übersichtlich zusammengestellte Schrift von Herrn Gerhards: „Der deutsche Wald und seine reiche Ernte“, Neudruck 1916, Deutscher Verlag (Hart Moringen) verwiesen.

Büchertisch.

— Matthias Erilsson, „Irwege eines Knaben.“ Von Th. N. W. Schröder. Im Landhausverlag, Jena. Preis gebunden 2 Mk., gebunden 8 Mk. Der Umriß des Buches enthält eine Originalarbeit der Scherenschnittkünstlerin Lotte Nidlas. — Dieses Erstlingswerk des jungen und hochbegabten Verfassers wird von sich reden machen. Es wird hier ein sehr nachdenkliches Thema zum Ausdruck gebracht und ohne Voreingenommenheit erörtert. In einer gewählten Sprache von großer Eindringlichkeit, die den Erzähler zum Künstler stempelt, wird uns die Geschichte der „Irungen“ des Knaben Matthias vorgeführt. Der Verfasser verläßt nie den objektiven Weg wirklicher Kunst bei seinen Schilderungen. Dieses Buch gehört in erster Linie in die Hände von Eltern und Erziehern. Aber auch für jeden Psychologen, der menschliches Wesen und menschliche Eigenart zu ergründen sucht, wird es von tiefem Interesse sein. Der Landhausverlag, der uns durch die Ausgabe der literarischen Monatschrift „Das Landhaus“ bereits bekannt ist, hat diesem Novellenband als äußerlichen Empfehlungsbrief eine künstlerisch reizvolle, seine Ausstattung mit auf den Weg gegeben.

— Hans Gäßgen, „Faltermärchen“ (Wiesbaden, Heinz Städt, Postbuchhandlung). Preis 1.60 Mark für das vornehm ausgestattete, zur Beilage in Briefen an Feldgrauen besonders geeignete Pelt. — Die geschmackvolle Bistenkarte eines hoffnungsvollen, jungen Talents, nicht nur ihrer äußeren Ausmachung nach, sondern auch nach ihrem inneren Gehalt. Ein Duzend äußerst knapp gefaßter, glänzend geschliffener Schmetterlingsmärchen, gleichsam anmutige Gedichte in Prosa, fein empfunden und phantasievoll. Ein gemütvoller, beschaulicher Zug prägt sich in ihnen aus. Eins steht mit dem gegenwärtigen Weltkrieg tragisch in Verbindung. Sinnige Gemüter werden Freude an der kleinen Gabe haben und das Werden des Verfassers gerne weiter verfolgen.

— „Unsere Luftwaffe“ ist der Titel eines Buches, das soeben im Kunstverlag „Bild und Karte“ in Leipzig erschienen ist und durch jede Buchhandlung, sowie auch direkt vom Verlag zum Preise von Mk. 2.— bezogen werden kann. Das volkstümlich und spannend geschriebene, mit vielen prächtigen Doppelton- und Farbenbildern geschmückte Buch dürfte allgemeinem Interesse begegnen und verdient auch unter unserer Jugend, für die es als Geschenkwerk sich eignet, die weiteste Verbreitung. Der Preis von Mk. 2.— muß in Anbetracht der gediegenen Ausstattung billig genannt werden.

— In der Sammlung „Aus den Tagen des großen Krieges“ (Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig), erschien soeben als neuester Band: „Walter Kramm, Von Marokko zur Sahara verschleppt“. Der Verfasser, ein Deutscher, war seit langen Jahren als Kaufmann in Marokko ansässig und bekleidete ehrenamtlich den Posten eines k. u. k. österreichisch-ungarischen Konsularagenten in Jaffa (Marokko). Er wurde, wie so viele unserer Landsleute, von den Franzosen gefangen genommen und nach der Sahara verschleppt, wo er unsagbare Leiden erdulden mußte. Sein Buch enthält furchtbare Anklagen gegen dasjenige Volk, welches in düsterster Weise sich „la grande nation“ nennt, und uns, die wir im heiligen Kampfe stehen, vor der Welt als Hunnen und Barbaren hinstellen sucht.

— B. Wennerberg: „In der Heimat, in der Heimat...“, Kriegsbilder-Album. 32 Blatt Großfolio in mehrfarbigem Kunstdruck. In Original-Ganzleinen-Prachtband 10 Mk. Verlag von Albert Langen in München. — B. Wennerbergs Kriegsbilder, friedliche und sonnige Bilder aus unseren ernstesten Tagen, haben sich in Form von Postkarten und großen farbigen Runddrucken wohl die größte Popularität unter allen ähnlichen Veröffentlichungen erworben. Der mehrfarbige Druck auf feinstem holzfreiem Kunstdruckpapier ist außerordentlich gut gelungen, die Wiedergabe ist so originalgetreu, wie es der anspruchsvollste Kenner nur irgend verlangen kann. Die solide und dauerhafte, gleichfalls von B. Wennerberg entworfene Einbanddecke in Ganzleinen mit Pressung in Gold und vier Farben ist von seltener Güte, Schönheit und Eleganz. Dabei ist der Preis von 10 Mk., besonders angesichts der heutigen Materialpreise, im Verhältnis zu dem Gebotenen sehr billig. So ist es denn wohl sicher, daß dieses wunderschöne Album heuer unter so manchem Weihnachtsbaum liegen wird, in der Heimat sowohl wie draußen im Felde und in der Etappe.

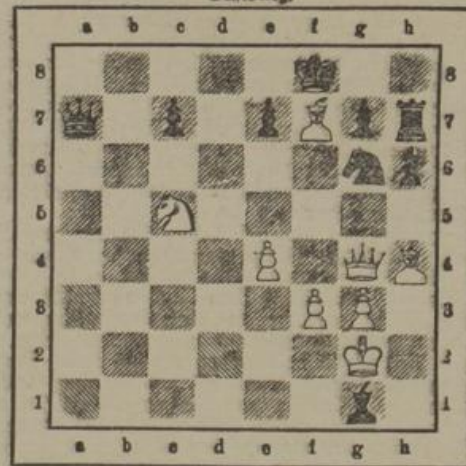
— Der Lürmer (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich 16 Hefte 4 Mk. 50 Pf., Einzelheft 80 Pf. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalte des ersten Dezemberheftes: Michael-Damlet. Von J. E. Frhr. v. Grotthuß. — Der Dichter. Eine Geschichte aus der Zeit vor dem Kriege. Von Karl Berner. — Was ein Sieg der Deutschen für die ganze Welt bedeuten würde. Von Professor John A. Walz. — Gräber. Von Inge Karsten. — Die neuzeitliche Geldherrschaft. Von P. Dehn. — Das Königreich Polen. — Materialistische Weltgeschichte? — Deutsche Macht. — Die Vallen. — Aus der Werkstatt der nationalen Vernichtung. Von Erich Schläpfer. — Persönliche Ehre und Volksehre. — Peter Breuers Beethoven. Von R. St. — Lürmers Lagebuch.

— Bühne und Welt. Das soeben erschienene Novemberheft ist wiederum reichhaltig; es enthält folgende Aufsätze und Abhandlungen: Leibniz und der völkische Gedanke (Dr. Walter Schmied-Kowarzik) — Genelung (Ernst Ludwig Schellenberg) — Die Dichtung und die Schule (Friedrich Schläpfer) — Richard Wagner und die deutsche Schule (Reinhard Bierweg) — Ecos dans (Dietrich Eckart) — Zur Erinnerung an Heinrich v. Meiß (Willy Schlüter) — Nächstlicher Weg (Börries, Fischer v. Münchhausen) — Karl Busse und das deutsche Drama (Dr. Rudolf Berner) — Hubert Wilm (Fritz Droop) — Rundschau — Bühnen-Berichte — Deutsche Bücherbriefe — Mitteilungen der „Nichte-Gesellschaft von 1914“ und einige ganz vortreffliche Radierungen des Münchener Graphikers Hubert Wilm.

— Buchkritik von Hermann Popert. Vortrupp-Flugschrift Nr. 38. Alfred Janssen, Vortrupp-Verlag, Hamburg. Preis 20 Pfennig.

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in fünf Zügen Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Geographischen Verschiebels in voriger Nummer:

- Innsbruck
- Galle
- Belgien
- Paris
- Bern
- Bochum
- Schweiz
- Reisingau
- Illinois.